

Das Stauferjahr 1977 und das Jahr der Staufer

Wolfgang Irtenkauf

Das Stauferjahr 1977 reicht vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 1977. Das ist eine Binsenweisheit; denn welches Jahr würde nicht am Neujahrstag anheben und am Silvesterabend auslaufen? Doch das Jahr der Stauferzeit, also des 12. und 13. Jahrhunderts, war in Wirklichkeit komplizierter. Der Mensch dieser Zeit mußte praktisch zwei Zeitrechnungen beherrschen, die mit unseren Angaben nur wenig gemein haben: das Kirchenjahr, das heute noch Ende November/Anfang Dezember mit dem letzten Sonntag nach Pfingsten bzw. Trinitatis in den 1. Adventssonntag mündet, und das «alte», d. h. das römische Jahr, das nach Iden, Kalenden und Nonen rechnete. Cäsar war an den Iden des März ermordet worden – niemand fiel damals ein, das Datum etwa auf einen bestimmten Tag umzurechnen. Die alte Einteilung war sakrosankt.

Der Tag als Einheit: das war für diese Zeit ein Ablauf nach den kirchlichen Gebetsstunden. Sieben an der Zahl hatte man sich zurechtgelegt, von denen praktisch wiederum drei ins Bewußtsein des «Laien» drangen: der Morgen, der Mittag und der Abend. Da niemand eine genaue Vorstellung von Stunden und Minuten hatte – Uhren gab es in dieser Zeit noch nicht –, so war man auf den Ruf der Glocken angewiesen, die durch das Morgen-, Mittag- und Abendläuten die entsprechenden Einschnitte markierten. Der Ruf der Glocken war daher nicht nur die Aufforderung zum Gottesdienstbesuch, sondern in erster Linie Markierung des Tagesablaufes, dem anders nicht «beizukommen» war.

Hatte man hiermit schon seine Schwierigkeiten, so wurde es mit dem Ablauf größerer Zeiteinheiten wie Monaten oder Jahren noch viel schwieriger. Das Jahr war auf $365\frac{1}{4}$ Tage berechnet, weshalb viel später eine wichtige Korrektur anzubringen war (Gregorianischer Kalender). Die Bezeichnung der Monate, von denen die Römer nur zehn kannten (daher z. B. unsere Bezeichnung für den letzten Kalendermonat *Dezember*, in dem lateinisch *decem* = zehn steckt), war seit Karl dem Großen vereinheitlicht. Seither konnte man die Monatsbezeichnungen aufzählen: *Wintermond*, *Hornung*, *Lenzmond*, *Ostermond*, *Wonnemond*, *Brachmond*, *Heumond*, *Erntemond*, *Herbstmond*, *Windemond* (der windige Oktober), *Wintermond* (den man schon anfangs hatte: hier waren November und Januar verwechselbar) und *Heiligmond*. Schon ein erstes Eindringen in diese komplizierte Materie verrät gewaltige Abweichungen von unseren «sicheren» Daten, die wir getrost Jahr für Jahr

von unseren Kalendern ablesen. War schon diese «Binnenstruktur» damals gelehrter Anstrengung wert, so noch mehr die alte klassische Aufteilung des Jahres auf vier Jahreszeiten. Vom Frühling, Sommer, Herbst und Winter wußte man natürlich auch in unseren Breiten, doch die alte, überkommene Aufgliederung setzte den Herbst außer Kurs. So wurden aus den vier Jahreszeiten drei – eine sehr wichtige Feststellung, wenn man z. B. an die berühmte dreigeteilte Friesplastik am Hirsauer Eulenturm denkt, die oft und oft untersucht wurde. Immer wieder wurde das Fehlen einer vierten Seite bemängelt, aber kaum einmal die Frage aufgeworfen, ob dies nicht beabsichtigt war. Stellt nämlich dieser Fries symbolisch den Ablauf des Jahres dar (was eine Deutungsmöglichkeit ist), so benötigt man gar keine vierte Seite; sie würde den «alten» Anschauungen zuwiderlaufen!

Schließlich der oft zitierte «Mann auf der Straße»: ihn interessierte dieses Aufteilen eines Jahresringes wenig, für ihn waren die Zinstermine oder der Wechsel des Arbeitgebers entscheidend. Wir können diese Übung heute noch beobachten: im bäuerlichen Jahreskreis wechseln Knechte und Mägde (sofern es solche noch gibt) auf Mariä Lichtmeß oder Martinus – Tage irgendwo im Jahr, ohne Bezug auf irgendeine Tagundnachtgleiche oder hohen bzw. tiefen Sonnenstand. Das bäuerliche Jahr ist wieder ein anderes als das bürgerliche, das, wie man sieht, mit Tradition behangen ist.

Die Abbildung aus einer um 1150 angefertigten Zwiefaltener Handschrift zeugt vom Jahr des gelehrten Mönchs. Er kennt die alten römischen und daher lateinischen Monatsbezeichnungen, er weiß aber auch vom Tierkreis, der das Jahr wiederum in ganz andere Teile spaltet. Der Wassermann hebt mit dem 14. Januar an, der Steinbock mit dem 15. Dezember – alle Tierkreiszeichen und -bezeichnungen setzen in der Monatsmitte ein. Das Übereinandersetzen der Bilder von Monat und Tierkreis trifft nicht das Auseinanderklaffen um genau 15 Tage, dennoch mußte der unbekannt Miniator versuchen, seine Kreise, die um den *Annus* (Jahr) drehen, in diese Harmonie zu bringen.

Schwäbisch ist jedoch in diesem Bild die Tätigkeit derer, die in den Monatsbildern dargestellt werden. Vom Januar bis Dezember treten keine Mönche auf, wie das in einer Handschrift zu erwarten wäre, die in einem so profilierten Kloster wie Zwiefalten entstanden ist, sondern einfache Menschen, Bauern,



Handwerker und Jäger. Man kann sich unschwer die Tätigkeiten ausmalen, denn sie sind plastisch geschildert. Ebenso drastisch drückt der Maler das aus, was wir mit den (vier) Jahreszeiten verbinden, nämlich die Blüte des Frühlings, die Hitze und Reife des Sommers (oben links und rechts: *Ver* und *Estas*), die Reife und Ernte des Herbstes und die Kälte des Winters (unten links und rechts: *Autumnus* und *Hiemps*). Mit diesen vier Jahreszeiten korrespondieren die vier Tagesabläufe: *Aurora* = Morgenröte, *Meridies* = Mittag, *Vesper* = Abend und *Pruina* = Mitternacht, wobei dieser alternde Tag in seiner Personifikation am stärksten dem halb nackten Jahresmann ähnelt. Vielleicht ist von hierher der Schluß naheliegend, daß das Jahr eben ständig altert, aber, wie in der Mitternacht, eine stetige Erneuerung durch das Zeitenrad stattfindet, das dieser Mann um sich drehen sieht. Sonne und Mond leisten ihm als Mann und Frau Gesellschaft; er trägt sie auf Händen.

Symbole, Personifikationen, Abläufe: die Zeit steht

nie still. Hier dokumentiert sich das «gelehrte» Bewußtsein der Stauferzeit, das sich sonst kaum einmal schriftlich artikuliert. In dieser Zeit wird man sich der Tatsache bewußt, daß das falsch berechnete Jahr langsam aus den Fugen bricht: um 1200 errechnet man die Verschiebung des Jahres auf ca. 10 Tage seit Christi Geburt. Der Ruf nach der «Kalenderreform» wird laut. Der Gedanke und die Vorstellung eines Schaltjahres nistet sich in die Hirne der Kalendermacher ein, wobei man sich klar werden muß, daß das höchste Fest der Christenheit, Ostern, eigentlich recht oft zu einem falschen Termin gefeiert wird. Freilich: einen Endpunkt der Diskussion sollte die Stauferzeit nicht mehr erleben, denn erst Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Fehler berichtigt. Die Zeit als Problemfaktor: das war auch schon der Stauferzeit bekannt. Sie hat, wie man sieht, gar nicht so leicht daran getragen.

Quelle: Zwiefaltener Handschrift – Cod. hist. fol 415 der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart

Staufischer Abglanz

Das Erbe Hohenstaufens im 19. und 20. Jahrhundert

Für die große baden-württembergische Stauferausstellung 1977 hat THOMAS BRUNE (zusammen mit BODO BAUMUNK) in zwei Jahren eine Fülle Materials zum staufischen Nachleben aufgespürt, gesammelt und gesichtet. FRIEDRICH ALFRED SCHILER kommentiert hier eine kleine Auswahl aus diesen Texten. (Redaktion)

Schon recht früh hat man sich hierzulande mit dem staufischen Erbe beschäftigt. Anfang des 19. Jahrhunderts gibt J. F. AMMERMÜLLER, Pfarrer zu Hohenstaufen, ein Buch heraus mit dem Titel «HOHENSTAUFEN, oder Ursprung und Geschichte der schwäbischen Herzoge und Kaiser aus diesem Hause, samt den Schicksalen der Burg und einer Berg- und Ortsbeschreibung. Ein Lesebuch für bidere Schwaben, Sachsen und Franken.» Im Vorwort schreibt der Verfasser am 14. September 1804: «Hohenstaufen erregte seit einigen Jahren sehr viele Aufmerksamkeit. Der Gedanke, daß es einst der heimatliche Sitz der schwäbischen Herzoge und Kaiser war, und die vortreffliche Aussicht, die man hier hat, reizte jeden Sommer sehr viele Fremde, diesen berühmten Berg zu besteigen.» Schon recht früh regt sich da schwäbischer Stolz auf staufische Geschichte und auf heimische Landschaft. Und die höfische Welt des staufischen Mittelalters wird bald

Thomas Brune und
Friedrich Alfred Schiler

zum idealisierten Gegenbild der zeitgenössischen Misere; in der heilen Natur wird Ersatz für die enttäuschende Realität des so vielversprechend angefangenen Jahrhunderts gesucht:

Wer wandert nach dem Hohenstaufen
Durch den verstörten Tannenwald?
Die Stürme wehn, die Bäume traufen,
Der Regen spinnt sich trüb und kalt.

Und hierher hab ich mich geflüchtet,
Verstoßen aus der neuen Welt:
Wer je gekämpft, geliebt, gedichtet,
Für den ist Wohnung hier bestellt.

So GUSTAV SCHWAB 1814 in seinem «neuen Staufenritter» und 1815, in seiner «Schwabenalb», klingt es noch resignierter:

Wer forscht nach Staufens Preise,
Mag zu den Trümmern gehn,
Dort wird mit Geisterweise
Ihn ew'ges Lied umwehn.

Diese romantische Staufen-Trauer wendet sich vornehmlich dem letzten Hohenstaufen, dem unglücklich gescheiterten KONRADIN zu. Von ihm singt SCHWAB 1826: